

Leseprobe aus:  
Susanne Fölscher  
**Mit Opa am Canal Grande**



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

## 1.

**E**s war spät. Zu spät, um noch zu Hause anzurufen, aber immer noch früh genug, um sich in der Doc Cheng's Bar blicken zu lassen. Ein Glas zu trinken, den erfolgreichen Kongress mit den Kollegen zu begießen.

Astrids Handy klingelte. Thomas? Sie blickte aufs Display, aber es war ihr Schwiegervater.

»Um Himmels willen, Johann, was ist denn?«, meldete sie sich mit hämmerndem Herzen.

»Ich bin's, Astrid-Schatz«, schnarrte seine vertraute Stimme an ihrem Ohr.

»Ja, weiß ich doch.« Ihr Herzschlag normalisierte sich wieder. Er klang nicht nach großer Katastrophe, immerhin.

»Geht's dir gut, mein Herz?«

»Ja, mir geht es blendend. Und bei euch?«

»Alles tiptopp. Alles im Lack. Alles paletti«, spuckte er wie ein Computerprogramm die Synonyme aus.

»Und warum rufst du an?«

»Lucie schläft bei einer Freundin. Und Thomas ... also dein Mann ...«

»Opa, ich weiß, dass Thomas mein Mann ist«, schnitt Astrid ihm sanft, aber bestimmt das Wort ab. Sie betrat das geräumige Bad, wo sie, den Hörer untergeklemmt, aus der Business-Hose

schlüpfte. Was für eine Erlösung! Schon den ganzen Tag hatte sie am Bauch gezwickt.

»Thomas schläft jedenfalls schon.«

»Ja, schön. Und?« Sie wurde langsam ungeduldig.

»Heißt, alle haben sich schon aufs Ohr gehauen. Abgesehen von meiner Wenigkeit. Ich will dir ja nicht auf den Keks gehen, aber ich dachte mir ...«

Er atmete geräuschvoll ein und wieder aus. »Du, Astrid, das war heute vielleicht ein Tag! Frau Kleinschmidt-Mühlenthal musste mit dem Meerschweinchen ...« Er brach ab. »Dieses arme Tier fristet sein Dasein im Kiosk, weißt du ja ... jedenfalls musste sie mit ihm zum Tierarzt, weil ...«

»Opa! Kannst du mir das nicht morgen erzählen?«

»Ach so, ja, tut mir leid. Ich bin nur so neugierig. Wie es denn nun gelaufen ist. Darf man gratulieren?«

»Ja, darf man.« Astrid lächelte ihrem Spiegelbild zu.

»Wie hieß noch mal dieser komische Kongress, den du organisiert hast? War doch ein Kongress, oder?«

»Richtig. *Innovative Diagnostik im Kontext multi- und extremresistenter Tuberkuloseinfektionen.*« Vielleicht sollte sie mit ihrem Schwiegervater etwas nachsichtiger sein. Er war nicht mehr der Jüngste und fühlte sich ein bisschen einsam.

»Innovativ ... und was für ein renitent?«, brummte Opa Johann. »Also ehrlich mal. Können die sich diese Fremdwörter nicht sparen?«

»Gut, Johann, dann ...«

»Astrid-Schatz?«

»Ja?«

Sie hörte, wie er leise schnaufte, dann sagte er mit warmer

Stimme: »Ich freu mich so für dich. Das ist wirklich ganz fabelhaft!«

Astrid bedankte sich und gab ihm durch die Blume zu verstehen, dass sie Schluss machen müsse.

»Und geht das denn jetzt irgendwie weiter?«, fuhr er fort, nun erst recht zum Plaudern aufgelegt. »Ich mein, kriegst du neue Aufträge?«

»Ich hoffe. Ich hoffe es sehr.« Lediglich die Negativ-Stimme, die ihr so häufig die Laune verhagelte, sorgte dafür, dass sie ein bescheidenes »Aber man weiß ja nie« hinterherschob. Mit einer akrobatischen Verrenkung zog sie ihre Bluse aus und stand bloß noch in Unterwäsche da.

»Du, nur noch eins. Ich war heute wieder im Internet, und Lucie meint auch ...«

»Opa. Bitte. Ich muss jetzt wirklich auflegen.« Sie erhob ihre Stimme und betonte zusätzlich jedes Wort einzeln.

»Dann mal gute Nacht, mein Herzchen.« Er klang nicht mal eingeschnappt. »Du gehst jetzt sicher auch ins Bett, nicht wahr?«

»Ja, Johann, ich geh jetzt auch ins Bett«, log sie und trat vor den Spiegel. »Schlaf schön, morgen bin ich dann ja wieder da.«

Sie klickte das Telefonat weg, stieß einen tiefen Seufzer aus und beugte sich vor. Auch wenn sie überarbeitet und müde war, hatte sie lange nicht mehr so gut ausgesehen. Sie strich sich das rotblonde Haar zurück, verwuschelte den Pony und versuchte, die leisen Glückswellen, die sie durchfluteten, nicht befremdlich zu finden, sondern festzuhalten und abzuspeichern. Die nächste Dürreperiode kam bestimmt, und dann würde sie die schönen Erinnerungen abrufen und davon zehren können.

Die internationale Fachtagung, die sie organisiert hatte, die erste

in ihrem Leben, war mehr oder weniger glatt über die Bühne gegangen. Die Technik hatte funktioniert, die Time Slots waren exakt bemessen gewesen, die Referenten mit Bedacht ausgewählt, und das kulturell sensitive Catering hatte alle zufriedengestellt. Dass Dr. Heikkinen aus Finnland seine Präsentation nicht rechtzeitig geschickt und weder Laptop noch USB-Stick dabei hatte, um sie in letzter Sekunde auf den Rechner zu spielen – geschenkt. Am Ende hatte er mit seinem frei formulierten Vortrag über *Smart Probes* auch so überzeugt.

Elf Monate Arbeit. Elf Monate telefonieren, organisieren und jedem Anflug von Versagensangst standhalten. Der Pharmakonzern, in dessen Auftrag Astrid arbeitete, hatte sich nicht lumpen lassen und ihr nicht nur ein großzügiges Honorar gezahlt, sondern ihr auch bei der Wahl des Hotels in Hamburg freie Hand gelassen. Ihre Entscheidung war auf das *Vier Jahreszeiten* gefallen. Komfort in Kombination mit hanseatischer Zurückhaltung, in den Pausen zum Luftschnappen an die Alster – genau der richtige Rahmen. Dass sie selbst an den zwei Tagen rund um die Uhr gearbeitet hatte und ihr nicht mal Zeit geblieben war, ihre Nase auch nur für ein paar Minuten in den Hamburger Nieselregen zu halten, stand auf einem anderen Blatt. Aber es war die Sache wert gewesen. Der Kongress war ihr ganz persönlicher Ritterschlag, auch wenn in diesem Hotel außer ihr niemand davon wusste. Vor den Referenten und dem Fachpublikum, selbst vor ihren beiden studentischen Mitarbeiterinnen hatte sie so getan, als wäre ihr Job übliches Tagesgeschäft. Stets ansprechbar sein, kleinere sowie größere Probleme im Nu lösen, Smalltalk hier, Smalltalk da, stets ein Lächeln auf den Lippen. Dabei war dieser Mikrokosmos, bevölkert mit Krawatten-Trägern und Smartphone-Usern sowie gestandenen Business-

Frauen, die sich keine zwanzig Jahre andauernden Babypausen gönnt hatten, absolutes Neuland für sie. Erst Opa Johanns Anruf hatte sie daran erinnert, dass sie noch ein anderes Leben hatte. Eins, das sich in Berlin abspielte und bald zwei Jahrzehnte darin bestanden hatte, ihre beiden Kinder großzuziehen, tonnenweise Wäsche zu waschen, unermüdlich Staub zu wischen, tausendfach Mahlzeiten zuzubereiten, den Ehemann sowie den nörgelnden Schwiegervater in Schach zu halten, während die Medizinlehrbücher, die sie vor Urzeiten fürs Studium angeschafft hatte, in einer Kiste ihr trostloses Dasein fristeten.

Sie erfrischte sich, besserte ihr Make-up nach und zog ein schlichtes Kleid an, das abendtauglich und seriös zugleich war. Denn auch wenn die anderen nun feierten, war ihr Job noch nicht zu Ende. Der Smalltalk ging weiter, bestenfalls bot sich die Gelegenheit, Kontakte für etwaige Folgeprojekte zu knüpfen.

Sicher saßen schon alle in der Doc Cheng's Bar. Die Vertreterin des Max-Planck-Instituts, Professor Hermsdörfer von der Charité, seine Assistentin Viola, Dr. Schneider vom Robert-Koch-Institut, vielleicht auch Daniel Wäckerlin, der Schweizer Exot, der als Einziger in ausgewaschenen Jeans, T-Shirt und Chucks, das Haar wild und blond, ans Rednerpult getreten war. In einer Pause hatte sich Astrid mit ihm unterhalten und in einer Kurzzusammenfassung sein halbes Leben erfahren: geboren in Zürich, Studium der Humanmedizin in Basel, Wien und Paris. Ausbildung zum Lungenspezialarzt in Sydney, längerer Aufenthalt in Buenos Aires, seit nunmehr zwei Jahren für Ärzte ohne Grenzen in diversen afrikanischen Ländern im Einsatz. Als sie beim Thema Äthiopien angelangt waren, hatte er mit ihr geflirtet. Den Silberarmreif, den er seinerzeit dort gekauft hatte, abgenommen und ihn ihr mit der Bemerkung,

sie sei der ideale Typ für Silberschmuck, probeweise angesteckt. Sollte er nur reden, sie nahm sein Geschwätz ohnehin nicht ernst. Wackerlin war sich seines Charmes sehr wohl bewusst – er hatte nur räuspern müssen und sofort waren die Blicke der Frauen zu ihm geflogen. Sicher ließ er nichts anbrennen, aber das ging sie nichts an. Sollte er anbändeln, mit wem er wollte, aber nicht mit einer Frau, deren Ehe nach all den Krisen in den letzten Jahren gerade wieder einigermaßen in Schwung gekommen war.

Astrid schaute ein letztes Mal in den Spiegel, schnappte sich ihre gelbe Handtasche, mit der sie sich an jedem anderen Ort auf der Welt albern vorkam, die Chipkarte und glitt mit dem Fahrstuhl nach unten. Ein wehmütiges Gefühl stieg in ihr auf, als sie in die Halle trat und ihr Blick auf den prachtvollen Messingleuchter fiel. Schon viel früher hätte sie all das haben können: Hotels, Anerkennung, ein Leben jenseits der Bügelwäsche. Vielleicht, ging ihr der unangenehme Gedanke durch den Kopf, hatte sie selbst ihre Lieben zu Hause zu den unmündigen Geschöpfen gemacht, die sie bisweilen zu sein schienen. Geschöpfe, die sich allein kein Brot schmieren konnten, nicht in der Lage waren, Bunt- von Weißwäsche zu unterscheiden, und womöglich die Wohnung abfackelten, wenn Astrid nicht als Letzte die Kerzen ausblies.

Die Doc Cheng's Bar war in warmes rötliches Licht getaucht. Astrid brauchte einen Moment, bis sie sich an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt hatte.

»Frau Conrady, da sind Sie ja!« Professor Hermsdörfer fuhr aus seinem Sessel hoch und bot ihr den Platz zu seiner Rechten an. »Ich dachte schon, Sie würden uns gar nicht mehr beehren.« Er streckte ihr einladend die Arme entgegen. »Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: Sie sehen bezaubernd aus.«

Astrid schenkte ihm ein höfliches Lächeln und setzte sich, wobei sie unauffällig das Publikum in der Bar scannte. Zwei Tische weiter saß die rothaarige Prof. Dr. Dr. Krause, eine Koryphäe auf dem Gebiet der Pneumologie, mit zwei Übersetzerinnen. Die drei lachten wie Teenager, und Astrid hätte einiges darum gegeben, sich zu ihnen gesellen zu können. Mitlachen. Die Show als beendet zu betrachten. Leider ging das nicht. Professor Hermsdörfer war vielleicht nicht der Mann, mit dem man einen kurzweiligen Abend verbringen wollte, aber er war für ihre Zukunft immens wichtig. Weil er Gott und die Welt kannte und einer der Ersten in seiner Branche war, der erfuhr, wenn irgendwo ein internationaler Kongress anstand.

»Was darf ich Ihnen zu trinken bestellen, Frau Conrady? Champagner? Wein? Oder lieber einen Cocktail?«

Astrid kam ins Schwimmen. Eine einfache Frage wie diese überforderte sie. Zu Hause erkundigte sich Opa Johann höchstens, ob sie mal ein Glas Saft habe oder ein lecker Teechen aufsetzen könne.

Hermsdörfer knöpfte sein Sakko auf und schlug leger die Beine übereinander. »Ach, wissen Sie was, Frau Conrady, wir trinken Champagner. Das haben wir uns redlich verdient, nicht wahr?«

»Sehr gerne«, sagte Astrid, froh, dass der Professor ihr die Entscheidung abnahm.

Schon winkte er dem Kellner und bestellte gleich eine ganze Flasche Dom Perignon. Es versprach, ein längerer Abend zu werden, und resigniert beglückwünschte Astrid sich selbst. Sie saß in der Falle, konnte jetzt nicht mehr einfach ihr Glas nehmen und sich zu der sympathischen Frauenrunde gesellen. Dabei gab sich Hermsdörfer redliche Mühe, sie nicht zu langweilen. Der Kongress bot sich als Thema an und half ihnen auch eine Weile über alle Klippen

der halb beruflichen, halb privaten Plauderei hinweg. Als alles gesagt war, was irgendwie von Belang war, und Hermsdörfer mehrfach Astrids vorzügliche Arbeit gelobt hatte, kam er über Umwege auf seine Jacht am Wannsee zu sprechen, infolge eines weiteren Gedankensprungs auf seine Tochter, die in Rom als ... als irgendwas arbeitete. Astrid vergaß es sogleich wieder, weil der Champagner ihr einen vorzeitigen Schwips bescherte. Sie lauschte dem von leiser Musik untermalten Gemurmel und wollte am liebsten die Augen schließen.

»Aber Sie werden die Sommerferien doch wohl nicht zu Hause verbringen?«, drang Hermsdörfers Stimme wie von ferne an ihr Ohr, und Astrid musste sich zusammenreißen, um sich wieder auf das Gespräch zu konzentrieren.

»Offen gestanden ... ich weiß es noch nicht.«

Sie hatte bisher in der Tat noch keinen Gedanken daran verschwendet, ob und wenn ja, wohin sie verreisen wollte. Die Kongress-Vorbereitungen hatten sie zu sehr in Anspruch genommen, und Thomas reagierte bei dem Thema Urlaub ohnehin verhalten. Er ließ seinen Erotikshop nicht gern länger als ein paar Tage allein; das Geschäft hatte nun mal Vorrang. Auf ihre Kinder konnte Astrid in Urlaubsdingen ebenso wenig zählen. Max hatte sein eigenes Leben, kam allenfalls für ein, zwei Wochen zu Besuch, und Lucie würde sicher Besseres zu tun haben, als die Semesterferien mit ihren Eltern zu verbringen.

Hermsdörfer kam ins Schwärmen, als er von Italien erzählte, seinem Lieblingsreiseziel. Er sei noch unentschieden, wohin es dieses Jahr gehen solle, aber Venedig stehe auf jeden Fall mit auf dem Programm. Eine Pflichtübung. Die Stadt sei nämlich nicht bloß eine Stadt, sondern eine wunderschöne, bisweilen zickige Diva, die

sich schminkte und puderte und den Verfall doch kaum verbergen könne. Astrid verstand nicht so ganz, was daran reizvoll sein sollte, sicher war die Touristenhochburg übersteuert und aus den Kanälen stieg fauliger Geruch auf, aber sie tat ihm den Gefallen und lächelte ihr einstudiertes Job-Lächeln.

»Kennen Sie sich ein wenig in Italien aus?«, erkundigte sich Hermsdörfer.

Astrid nickte. Vor drei Jahren war sie mit ihrer Familie und ihrem Schwiegervater nach Süditalien gefahren, eine Reise, an die sie nicht durchweg positive Erinnerungen hatte. Opa Johann hatte ihr den letzten Nerv geraubt, Lucie war vor Liebeskummer fast durchgedreht, und sie und Thomas hatten kurz vor dem Aus ihrer Ehe gestanden.

Nur für Max war der Urlaub ein Volltreffer gewesen. Er hatte sich auf dem Weg dorthin in die Schweizerin Cosima verliebt, seine erste und gleich ganz große Liebe. Die beiden waren heute noch zusammen, und Max studierte inzwischen Kunstgeschichte in Basel.

»Wo waren Sie genau, wenn ich fragen darf?«

»Im Cilento. Südlich von Salerno.«

»Das Cilento, ach, herrlich!« Hermsdörfers Hände flatterten empor. »Ich hoffe, Sie haben sich nach Neapel getraut, um die Pizza in ihrer ursprünglichen Form zu probieren.«

Astrid hob bedauernd die Schultern. Die Zeit hatte nicht gereicht, und ihrem damals schon achtzigjährigen Schwiegervater war der Städtetrip kaum zuzumuten gewesen. Schon in Amalfi hatte er geschwächelt, dabei war das Tagesprogramm alles andere als anstrengend gewesen. Drei Jahre waren seitdem ins Land gegangen, aber er hatte zum Glück nicht weiter abgebaut. Im Gegen-

teil. Tag für Tag unternahm er ausgedehnte Spaziergänge, einmal in der Woche ging er zum Seniorentanz, und seit Lucie ihn in einem verwegenen Moment in die Geheimnisse von *facebook* eingewiesen hatte, amüsierte er sich täglich mit seinen dreiundachtzig Freunden.

Hermsdörfer geriet ins Schwadronieren, so dass Astrid froh war, als sich seine Assistentin Viola Steinweg zu ihnen gesellte. Denn jeder Schluck Champagner, den sie trank, verstärkte das leise Glockengeläut in ihren Ohren, und sie fürchtete, bald richtig betrunken zu sein. Inzwischen ging es wieder um Hermsdörfers Jacht, und wie Astrid am Rande mitbekam, wurden sie und Viola gerade von dem stolzen Kapitän zu einem kleinen Segeltörn eingeladen.

»Die Damen sind doch hoffentlich seefest?«, schäkerte er.

Während Viola glucksend auflachte – offensichtlich amüsierte sie sich prächtig –, verneinte Astrid und entschuldigte sich unter dem Vorwand, sich kurz die Hände waschen zu wollen. Sie schwankte, als sie sich aus dem Sessel hochstemmte, fand dann aber ihr Gleichgewicht wieder, und während sie die Bar durchquerte, beschloss sie, dass es das Beste sei, sofort ins Bett zu gehen. Sie war überarbeitet und angetrunken, und der Zeiger der Uhr war bereits auf halb zwei Uhr vorgerückt. Bedauerlich, dass sie sich nicht für den Champagner bedankt und offiziell verabschiedet hatte. Sollte sie noch mal umkehren? Aber wie ferngesteuert trugen ihre Beine sie durch die Halle, und ihr Finger drückte auf den Fahrstuhlknopf. Die Türen glitten auf, sie schlüpfte hinein und spürte einen Luftzug im Nacken.

»Guten Abend. Oder besser: Guten Morgen?«

Sie fuhr herum. Wackerlin. Im ersten Moment glaubte sie an

eine Halluzination, im zweiten presste sie sich gegen die Innenverkleidung des Fahrstuhls und drückte aus Versehen mehrere Etageknöpfe auf einmal.

»Können Sie sich nicht entscheiden, wo Sie den Rest der Nacht verbringen möchten?« Er lächelte spöttisch.

Astrids Unsicherheit verflog nach dem ersten Schrecken, und als der Fahrstuhl kurz darauf in der ersten Etage hielt, konterte sie mit einem knappen: »Man sollte sich immer mehrere Möglichkeiten offenhalten.«

Seine Lider senkten sich schläfrig. Auch er schien nicht mehr ganz nüchtern zu sein. »Und welche Möglichkeiten sehen Sie für mich?«

»Sie möchten sicher auf Ihr Zimmer gehen. Es ist spät.«

»Oder früh. Wie man's nimmt.« Er betrachtete sich im Spiegel und fuhr sich durchs Haar. Es war von diesem strohigen Weißblond naturblonder Menschen, die ein paar Wochen am Meer verbracht hatten.

Abermals Stopp in der zweiten Etage. Die Tür ging auf und schloss sich sogleich wieder wie von Zauberhand.

»Was halten Sie davon, mit mir einen Kaffee zu trinken?«, fragte Wackerlin. Er sah von oben auf sie herab, die Augen in Erwartung ihrer Antwort jetzt hellwach.

»Nein, danke«, antwortete Astrid ohne jedes Zögern. »Sie müssen wissen, ich trinke eigentlich keinen Kaffee.«

»Nie?«

»Höchstens mal einen Espresso«, log sie.

»Den kriegt man hier doch sicher auch.«

»Aber dann kann ich nicht mehr schlafen.«

»Warum die Zeit mit Schlaf vergeuden?«

Die Fahrstuhltür öffnete sich erneut, und Wäckerlin schob seinen Fuß dazwischen. »Hier ist mein Zimmer.« Er deutete hinter sich.

»Gute Nacht, Herr Wäckerlin.«

Er zögerte, und von dem Geplänkel befeuert, hämmerte Astrids Herz in einem nervösen Takt. Doch dann räusperte sich Wäckerlin und fragte: »Würden Sie mir Ihre Karte geben? Dann schicke ich Ihnen ein Päckchen Espresso. Wenn Sie den probiert haben, wollen Sie nie mehr einen anderen trinken.«

Angeber, dachte Astrid. Dennoch klickte sie ihre Handtasche auf, suchte fahrig in dem Durcheinander ihrer Portemonnaie-Fächer nach den Visitenkarten, fand zum Glück eine und reichte sie ihm. In ihrer Situation durfte sie keine Gelegenheit außer Acht lassen, Kontakte zu knüpfen – wobei es ihr weniger um den Espresso ging. Wäckerlin hob die Hand zum Abschied, schlüpfte hinaus, und die Türen schlossen sich schnurrend.

In der Sicherheit ihres Hotelzimmers sank Astrid erschöpft aufs Bett, streifte die Pumps ab und versuchte zu ignorieren, dass sich in ihrem Schädel ein Kettenkarussell im Zeitraffer zu drehen schien. Daniel Wäckerlin. Astrid wusste nicht, ob sie ihn dreist finden oder sich geschmeichelt fühlen sollte. Ein attraktiver, wesentlich jüngerer Mann machte ihr nachts im Hotel *Vier Jahreszeiten* Avancen. Unzählige widersprüchliche Gedanken sausten in ihrem Kopf umher, sie kollidierten wie die Fahrzeuge beim Autoscooter. Rums. Und wieder rums. Hätte sie zugreifen sollen?

Nein, natürlich nicht. Es gab diverse Möglichkeiten, das Leben interessanter zu gestalten. Kongresse organisieren, nur mal zum Beispiel. Gewisse andere Arten von Abwechslung waren eindeutig besser in ihrer Fantasie aufgehoben.

»Es ist gut so, wie es ist«, flüsterte sie und spürte, wie sie von einer bleiernen Müdigkeit überrollt wurde.

Das Telefon schrillte so unerwartet, dass sie hochschreckte und mit einem Schlag hellwach war.

Klopfenden Herzens knipste sie die Nachttischlampe an und nahm ab. »Ja?«

»Ich bin's.«

»Wer ist ich?«, fragte sie, obwohl sie sehr wohl wusste, wer *ich* war.

»Daniel.«

»Guten Abend, Herr Wäckerlin«, sagte sie, als wären sie sich nicht eben noch im Fahrstuhl begegnet. Was fiel ihm ein, sie um diese Zeit anzurufen? Nachdem sie ihm doch gerade einen Korb gegeben hatte.

»Astrid?«

»Ja, so heiße ich.«

»Schöner Name, so nordisch«, sagte er und fuhr nach einer kleinen Pause fort: »Astrid, ich würde jetzt wirklich sehr, sehr gerne einen Kaffee mit dir trinken.«

»Ich hab Ihnen doch schon gesagt, dass ich keinen Kaffee mit Ihnen trinke. Nur zu Ihrer Information: Ich bin verheiratet.«

Eine Pause entstand. Sie hörte Wäckerlin atmen. »Ja, das bin ich auch«, gab er schließlich zu.

»Oh«, sagte sie, weil ihr nichts anderes einfiel.

»Es tut mir leid. Ich wollte Sie nicht in Verlegenheit bringen. Ich dachte ja nur ...« Seine Stimme wurde schleppend.

»Ich bin nicht nur verheiratet, sondern auch betrunken und muss morgen früh raus. Mit anderen Worten: nein. Aber vielen Dank für das Angebot.«

»Ja, du hast recht. Wir sollten jetzt besser schlafen gehen.«

Sie wünschten sich gegenseitig eine gute Nacht, Astrid legte auf und dachte, dass die verpassten Momente im Nachhinein immer noch die besten waren.

## 2.

**S**taubpartikel tanzten in dem Sonnenstrahl, der sich seinen Weg durch die nachlässig zurückgezogene Gardine bahnte. Es war bereits zwölf Uhr durch, aber Lucie lag noch im Bett. Die Füße mit den frisch lackierten Nägeln gegen die Wand gestemmt, studierte sie ihre Kontoauszüge. Sie war zweihundertachtzig Euro und vierundsiebzig Cent in den Miesen. Was daran lag, dass sie sich zwei Tage zuvor ein olivgrünes Kleid und ein schwarzes Ober-  
teil gekauft hatte. Dazu kam die überraschend hohe Handy-Rechnung. Hundertacht Euro! Mit wem hatte sie eigentlich so viel telefoniert? Nico? Oder schlugen die SMS, mit denen sie langweilige Vorlesungen aufzupeppen versuchte, so zu Buche? Pharmazeutische Analytik und Arzneiformenlehre gingen ja noch in Ordnung, aber Chemie ...! Chemie klang nicht nur nach Schule, es war wie Schule. Mit dem kleinen Pluspunkt, dass vorne nicht der Stasi stand, sondern der gut aussehende Professor de Sansdouville. Attraktiver Typ und dazu auch noch adelig.

Lucie prüfte, ob der schlammfarbene Lack auf ihren Nägeln schon getrocknet war, dann stand sie auf und durchforstete die Schubladen ihres Schreibtischs. Vielleicht hatte sie irgendwann mal ein paar Scheinchen hineingelegt und es mittlerweile vergessen. Aber es sah finster aus. Lediglich ein Zwei-Cent-Stück rollte ihr entgegen, als sie Tesafilm, einen Klammeraffen, ein Radier-

gummi und den Taschenrechner beiseiteschob. Mutlos sank sie zurück aufs Bett. Ob sie Opa Johann anpumpen sollte? Wenigstens hundertfünfzig Euro könnte er ihr vorstrecken oder besser noch schenken, den Rest würde sie sich dann in dem Pornoladen ihres Vaters erarbeiten. Obwohl sie nun wirklich nicht darauf stand, Sexspielzeug zu verkaufen. Wie krank musste man eigentlich sein, um so etwas mit ins Bett zu nehmen? Aber egal. Jeder Cent, der in die Kasse kam, war ein guter Cent. Schließlich stand das Projekt *eigene Wohnung* immer noch an erster Stelle. Endlich weg von diesen beiden seltsamen Menschen, die sich ihre Eltern schimpften. Ihre Mutter war zwar erträglicher geworden, seit sie endlich arbeitete, und um ihren Großvater würde es ihr schon ein bisschen leidtun, trotzdem musste sie raus. Eher jetzt als gleich.

»Lucie, komma!« Opa Johann.

»Opi, geht jetzt nicht! Später!«, vertröstete sie ihn. Lieber wollte sie endlich unter die Dusche – hoffentlich war noch genug Rasierschaum da –, sich einen hammerstarken Aufwach-Kaffee kochen und ihre Mails beantworten. Vielleicht sogar einen Blick ins *Lehrbuch der analytischen und präparativen anorganischen Chemie* werfen. Was schon ein echtes Angehen für einen Samstagvormittag war.

Lucie stopfte die Kontoauszüge in die Schublade zurück, Hauptsache weg, dann fiel ihr Blick auf ihr Handy. Zwölf nach zwölf. Wo blieb eigentlich ihre Mutter? Allmählich müsste sie doch von dem Lungen-Kongress zurück sein; von Hamburg nach Berlin waren es gerade mal anderthalb Stunden im Zug. Es sei denn, sie war am Vorabend versumpft, hatte verschlafen und den Zug verpasst. Lucie musste schmunzeln. Ihre Mutter und versumpfen, das ging irgendwie nicht zusammen. Sie war so durch und durch preußisch, dass

Lucie sie manchmal am liebsten rütteln und *Wach auf, das Leben dauert nicht ewig!* rufen wollte.

Die Tür quietschte, und ein kariertes Pantoffel wurde sichtbar. Im nächsten Moment schob sich Opa Johann ins Zimmer und schüttelte verheißungsvoll lächelnd eine Dose Erdnüsse.

»Lucie! Lucie-Schatz?«, lockte er sie wie ein Haustier.

»Was denn, Opi!« Sie wollte nicht genervt klingen, tat es aber womöglich trotzdem.

»Kröte, das sind doch deine Lieblingsnüsse. Sind sie doch, oder? Hab ich eben für dich bei Frau Kleinschmidt-Mühlenthal im Kiosk gekauft.«

»Du nutzt auch jeden Vorwand, um deinen Schwarm zu sehen.« Ihr Großvater hatte sich auf den letzten Metern seines Lebens zu einer Art Herzensbrecher unter den Golden Girls entwickelt. Er flirtete hemmungslos mit der Kioskbesitzerin und ging dann und wann zum Tanztee, wo sich seinen Erzählungen nach gleich ein ganzes Rudel Damen um ihn riss. »Außerdem finde ich Erdnüsse zum Frühstück eklig«, kam sie zum Ende.

»Aber lecker Milchkaffee und Hörnchen magst du schon, oder?«

Lucie lachte. »Opi, du bist grässlich. Man kann hier nicht mal fünf Minuten seine Ruhe haben.«

Er hielt ihr die Hand hin. »Komm schon, Kröte. Der Tisch ist tipptopp und ziemlich schnuckelig gedeckt. Wirst schon sehen.«

Lucie wollte ihren Großvater nicht enttäuschen und folgte ihm in die Küche. Der Tisch war tatsächlich hübsch gedeckt, sogar tipptopp und ziemlich schnuckelig mit einer Vase, aus der ein einsames Gänseblümchen lugte. Gleich daneben lag ein aufgeklapptes

MacBook. Max hatte längst ein neueres Modell und den alten Laptop seinem Großvater überlassen.

»Paps im Laden?«

Opa Johann nickte.

»Weißt du, wann Mami kommt? Hat sie sich gemeldet?« Lucie spähte in die Brötchentüte. Zwei Schrippen, zwei Croissants, zwei Rosinenbrötchen – ihr Großvater hatte sich nicht lumpen lassen.

Er schüttelte den Kopf. »Bin ja sowieso immer der Letzte, der hier irgendwas erfährt. Aber vielleicht hat sie einfach einen späteren Zug genommen. Ich kenn doch die Damen. Immer nur Boutiquen und Geld ausgeben im Kopf.« Er goss Kaffee in eine Schale und schüttete Milch aus dem Topf dazu, die er soeben auf dem Herd erhitzt hatte. Es dampfte gewaltig. Wahrscheinlich hatte er sie viel zu heiß werden lassen, und gleich würde sich eine ekelhafte Haut auf ihrem Kaffee bilden. Aber Lucie ließ ihn ruhig machen. Selten genug, dass Opa Johann mal im Haushalt mit anpackte.

»Freu dich doch. So haben wir noch ein bisschen Zeit für uns.« Scheinheilig grinsend strich er sich über die buschigen Brauen.

»Opi. Was willst du?«

»Wie? Was denn?« Er tat so unbeteiligt, dass es ihn sogleich verriet.

Lucie setzte sich und pustete in den Kaffee, den er ihr hingestellt hatte. »Also, okay. Was für ein Computer-Problem ist es diesmal?«

»Wenn ich das wüsste!«, jaulte er wie aufs Stichwort. »Die blöde Kiste frisst mein Passwort nicht. Ich komm da nicht rein! Nichts zu machen. Wahrscheinlich haben die Gesichtsbuch-Brüder es einfach gesperrt.«

»Es heißt *facebook*, Opi. Und die da arbeiten, sind auch nicht deine Brüder.«

»Weiß ich doch.«

Lucie nahm sich das Croissant, kleckste etwas Marmelade darauf und biss davon ab. »Zeig mal her.« Das Croissant zwischen die Zähne geklemmt, zog sie den Laptop zu sich heran. Seit sie ihren Großvater knapp drei Wochen zuvor in die Geheimnisse von *facebook* eingeweiht hatte, tummelte er sich täglich im Netz – meistens so lange, bis seine Augen tränten oder sein Nacken schmerzte.

»Wie lautet denn dein Passwort?«

Opa Johann guckte empört. »Das darf ich dir doch nicht verraten, Kröte!«

»Du musst es mir sogar verraten, wenn ich dir helfen soll.«

Er schaute immer noch skeptisch, und erst der Einwand, dass sie als seine Freundin sein Profil sowieso einsehen könne, stimmte ihn um.

»Also gut.« Er seufzte tief, bevor er sagte: »Casanovaundamore.«

»Bitte was? Casanova und Amore?« Lucie verschluckte sich vor Lachen und fing schrecklich an zu husten.

»Wieso nicht? Was ist daran falsch?«, fragte er, als sie wieder zu Atem gekommen war.

»Du hast recht, Opi. Eigentlich nichts. So ein schwachsinniges Kennwort wird niemand knacken. Einfach, weil es so unglaublich schwachsinnig ist, dass kein Mensch draufkommt.«

»Deswegen habe ich es auch ausgewählt«, gab ihr Großvater eine Spur beleidigt zurück.

»Casanovaundamore«, tippte Lucie, aber es klappte tatsächlich nicht.

»Sag ich doch, dass das nicht geht.«

Sie probierte verschiedene Schreibweisen aus – ohne Erfolg. Am Ende lief es darauf hinaus, dass sie ihm ein neues Passwort einrich-

ten musste. Gummibärchen<sup>45</sup> schlug er vor. Das war nicht weniger idiotisch, ließ sich aber gut merken, da er süchtig nach Gummibärchen war und sich der Kiosk von Frau Kleinschmidt-Mühlenthal, wo er sich regelmäßig damit eindeckte, in der Kaiserstraße 45 befand.

»Danke, Kröte. Du bist die Allerbeste. ... so lieb!« Er setzte sich seine Lesebrille auf und war schon in der nächsten Sekunde in seine *facebook*-Welt abgetaucht.

»Ja, lieb und total blank«, nutzte sie die Gunst der Stunde und entfernte die Milchhaut von ihrem Kaffee, die sogleich in sich zusammenfiel und am Löffel kleben blieb.

Opa Johann lugte zerstreut über den Rand seiner Lesebrille hinweg. »Wie?«

»Ich bin blank, Opa. Abgebrannt. Bei mir herrscht totale Ebbe im Portemonnaie! Verstehst du?«

»Ach so, ja.« Er langte in die Hosentasche und zerrte seine abgewetzte Brieftasche raus. »Wie viel brauchst du denn? Zwanzig? Reichen zwanzig?«

Lucie räusperte sich. »Hundertfünfzig wären prima. Du kriegst das Geld auch ganz bestimmt zurück.«

Opa Johann hob eine Augenbraue und sah sie einen Moment zögerlich an. Dann nahm er drei braune Scheine aus seiner Brieftasche. »Musst du nicht. Aber sag deiner Mutter und Max nichts davon.«

Lucie schüttelte den Kopf. Natürlich würde sie das nicht tun. Max, der Überflieger mit seinem Super-Abi, war ja auch fein aus dem Schneider mit seinem Stipendium. Ganz im Gegensatz zu ihr. Obgleich sie von ihren Eltern bezuschusst wurde, war sie Mitte des Monats für gewöhnlich pleite.

»Danke, Opi!« Sie beugte sich vor und pflanzte ihrem Großvater ein Küsschen auf die Wange. Er pikste um diese Uhrzeit noch nicht und roch lecker nach Kölnischwasser.

Eine Weile saßen sie beieinander, ohne ein Wort zu wechseln. Lucie verputzte ihr Croissant, danach noch ein Brötchen und las nebenher die Zeitung, ihr Großvater trank aus Solidarität einen Milchkaffee und klickte sich durch die neuesten Statusmeldungen. Ab und zu empörte er sich über sinnentleerte Posts, aber Lucie enthielt sich eines Kommentars. Die meisten Posts waren sinnentleert. Wer Inhalte suchte, sollte besser eine Enzyklopädie lesen.

»Kröte! He! Guck mal.« Opa Johanns Augen jagten fiebrig über den Bildschirm. »Freundschaftsanfrage! Neue Freundschaftsanfrage!«

Lucie amüsierte es, dass ihr Großvater sich so sehr darüber freute. »Und?« Sie beugte sich zu ihm rüber, aber der Lichteinfall war so ungünstig, dass sie nichts erkennen konnte. »Männlich? Weiblich?«

»Weiblich. Aber so was von weiblich! Sie heißt Emilia.«

»Foto?«

»Leider nicht. Nur so eine hässliche gelbe Blume«, beschwerte er sich.

»Was hast du gegen gelbe Blumen?«

»Nichts. Der Herrgott hat bei gelben Blumen nur seine schlechten fünf Minuten gehabt. Aber ...« Er rückte seine Lesebrille zu recht. »He, he – die Dame stammt aus Mestre. Ist das nicht ...« Er stockte, schaute an die Decke, als wäre dort eine Landkarte zu sehen.

»Italien. Vorort von Venedig. Steht da, wie alt sie ist?«

Opa Johann zuckte mit den Schultern, kniff die Augen zusam-

men und ging dichter an den Bildschirm heran. »Hier steht irgendwas auf Italienisch. Kann ich aber nicht lesen. Zu blöd.« Er zwinkerte ihr zu. »Du weißt ja, dass ich der italienischen Damenwelt nicht abgeneigt bin.«

Lucie war das sehr wohl bekannt. Seine große Liebe, die Frau, mit der er vor Oma Hilde Mitte der Fünfzigerjahre für kurze Zeit zusammen gewesen war, hatte in Süditalien gelebt. Es war jetzt drei Sommer her, dass er die beschwerliche Reise zu ihr nach Amalfi angetreten hatte, um dann leider Gottes erfahren zu müssen, dass sie bereits verstorben war. Tot wie Oma Hilde.

Trotz mangelnder Sprachkenntnisse bestätigte er nun die Freundschaft – ihr Großvater bestätigte ausnahmslos alle Anfragen –, dann saß er in lauernder Haltung da.

»Opi, was tust du da?«

»Die Dame könnte mir wenigstens eine persönliche Nachricht schicken. Wäre doch nur nett, oder?«

Keine fünf Minuten später trudelte tatsächlich eine persönliche Nachricht ein, die Opa Johann, mit der Nase am Bildschirm klebend, aufklickte.

»Was schreibt sie?« Lucie war nun doch neugierig geworden. Eine Italienerin aus Mestre – das klang vielversprechend.

»Warte ... Hab's gleich!« Er straffte sich und las: »Hi, Johann.« Statt *hei* sagte er *hieh*. »Hi Johann, im Anfang war die Tat.« Opa Johann sah seine Enkelin fragend an, dann keckerte er wie eine Elster. »Na, Mister? Wer hat das geschrieben?«, las er weiter vor. »Ich bin mir sicher, Sie wissen es! In der Hoffnung, von Ihnen zu hören, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen, Ihre E.«

Lucie lachte lauthals los. »Im Anfang war die Tat.« Was soll denn der Quatsch?«

Opa Johann maß sie mit einem strengen Blick. »Du bist mir vielleicht eine Banausin. Das ist doch ein Zitat von ... na, wie heißt er noch ... Goethe oder Schiller oder einem dieser anderen Dichter und Denker?«

Lucie zuckte mit den Achseln. »Aber was will sie dir damit sagen? ›Im Anfang war die Tat.««

Ihr Großvater lächelte dem Bildschirm zu. »Ich hab keinen blasen Dunst, Kröte, aber ich werde es rauskriegen. Versprochen.«

Mit gekrümmtem Rücken begann er in seinem ungelenken Zwei-Finger-System zu tippen, wobei die Zungenspitze zwischen seinen Lippen hervorlugte.

»Was schreibst du, Opi?«

»Na, hör mal! Das geht dich ja wohl nichts an. Du zeigst mir schließlich auch nicht deine Liebes-E-Mails.«

»Aha, jetzt schreibt ihr euch schon verliebte Mails?«, neckte sie ihn, aber ihr Großvater hämmerte weiterhin mit entrücktem Blick auf die Tastatur ein. Emilia. Die Frau schien wirklich ein heißer Feger zu sein.

Es war schon Abend, als ihre Mutter endlich aufkreuzte und nicht nur ihr Gepäck samt Paps dabei hatte, sondern auch zwei Einkaufstüten aus dem KaDeWe. Anzihsachen, diverse Fischsalate und zwei gute Weine. Daher also die Verspätung. Aber es war ihr ja zu gönnen, nachdem sie so viele Jahre wie eine Dörrpflaume ihr trostloses Dasein gefristet hatte.

»Wie war's denn nun, Mami?«, wollte Lucie wissen, nachdem ihre Mutter die Einkäufe ausgepackt, Opa Johann den Laptop weggeräumt und ihr Vater den Abendbrottisch gedeckt hatte.

»Ziemlich anstrengend, aber auch unglaublich schön.«

Sie lächelte wie erleuchtet. Hoffentlich war sie nicht nebenher

einer dubiosen Sekte beigetreten, ging es Lucie durch den Kopf. Oder hatte mit irgendwem Sex gehabt. Es war schon bizarr, wie blendend sie nach dem zweitägigen Dauereinsatz aussah. Ihr Gesicht hatte sich wie von Zauberhand entknittert, und sie redete ohne Punkt und Komma. Damit waren es schon drei Leute in ihrer Familie, deren Glücks-Konto sich in der letzten Zeit erheblich verzinst hatte. Max, ihre Mutter und Opa Johann. Nur sie selbst und ihr Vater schienen in der allgegenwärtigen Aufwärtsspirale auf der Strecke zu bleiben, und Lucie fragte sich, wann sie endlich mal an der Reihe wäre. Im Moment schleppte sie sich mehr oder weniger lustlos in die Uni, schlug sich auf Partys die Nächte um die Ohren und führte eine halbherzige On-und-off-Beziehung mit Nico. All das war okay, aber richtig glücklich machte es sie nicht.

\*

Emilia, wie das klang! Nach einem prächtigen Weibsbild mit einem Dekolleté zum Niederknien. Johann stellte sie sich als eine Mischung aus Brigitte Bardot und Sophia Loren vor, und weil er sich bezüglich der Haarfarbe nicht entscheiden konnte, war die Dame seiner Fantasie eben rothaarig – und basta. Aller Wahrscheinlichkeit nach in den besten Jahren, vielleicht war sie aber auch schon sechzig, siebzig oder gar im achten Lebensjahrzehnt angekommen – da war er nicht so pingelig.

Emilia ... Mal schrieb sie poetisch-verträumt, mal sachlich wie er selbst es als Schalterbeamter während seiner Dienstjahre bei der Post getan hatte, dann wieder verirrten sich Wörter in ihre Sprache, die auch aus Lucies frechem Koddermaul hätten stammen können. Täglich kamen kleine Nachrichten, und doch wusste er nicht viel von ihr. Lediglich, dass sie das Schilfgrün der venezianischen Ka-

näle liebte, dass sie bereit war, für eine gute Pizza Margherita einen Mord zu begehen, und dass sie eine große Liebhaberin der deutschen Klassiker war. Das Zitat stammte tatsächlich vom werten Herrn Goethe, das hatte sie ihm bereits in ihrer dritten E-Mail verraten, aber warum sie ausgerechnet damit ihren Briefwechsel eröffnet hatte, ließ sie ihn nicht wissen. Doch das war ihm auch schnurz, Hauptsache, der Kontakt brach nicht gleich wieder ab. Denn was gab es Herrlicheres, als morgens den Computer hochzufahren – ja, so sagte man wohl dazu – und eine Nachricht von Emilia vorzufinden. Das machte ihn beinahe glücklicher als ein Tête-à-Tête mit Frau Kleinschmidt-Mühlenthal im Kiosk. Und den Tanztee, wo sich seit dem Weggang der entzückenden Frau Blume bloß noch Frauenzimmer, dick wie Schlachtschiffe, über die Tanzfläche schoben, ließ er dafür liebend gern ins Wasser fallen.

Doch wer war sie? Ein Engel, den der Himmel geschickt hatte? Oder einfach bloß eine neugierige Person, die ihn aus irgendeinem unerfindlichen Grund kennenlernen wollte? So oder so saß ihm die Furcht im Nacken, dass irgendwer oder irgendwas den Zauber ihrer Brieffreundschaft, wenn man das denn so nennen durfte, zerstören könnte und alles wie früher wäre. Langweilig, so ohne jede Würze. Mit Siebenmeilenschritten Richtung Grab.